



22.02.2015

Harald Kluge

„Die Hiobspointe“

Wieder einmal versammelten sich die Engel und traten vor den Herrn, unter ihnen auch der Satan. "Woher kommst du?", fragte ihn der Herr. "Ich habe wieder die Erde durchstreift", gab der Satan zur Antwort. "Dann ist dir sicher auch mein Diener Hiob aufgefallen", sagte Gott. "Ich kenne keinen Zweiten auf der Erde, der so rechtschaffen und aufrichtig ist wie er, der mich achtet und sich nichts zuschulden kommen lässt. Immer noch vertraut er mir, obwohl du mich dazu verleitet hast, ihn ohne Grund ins Unglück zu stürzen."

Der Satan erwiderte bloß: "Kein Wunder! Er selbst ist doch noch mit heiler Haut davongekommen. Ein Mensch gibt alles her, was er besitzt, wenn er damit sein eigenes Leben retten kann. Greif nur seinen Körper und seine Gesundheit an, ganz sicher wird er dich dann vor allen Leuten verfluchen!" Der Herr entgegnete: "Ich erlaube es dir! Greif seine Gesundheit an, doch lass ihn am Leben!"

Da verließ der Satan den Herrn und die Engel und schlug zu: Eitrige Geschwüre brachen an Hiobs Körper aus, von Kopf bis Fuß. Voll Trauer setzte Hiob sich in einen Aschehaufen, suchte eine Tonscherbe heraus und begann sich damit zu kratzen. "Na, immer noch fromm?", wollte seine Frau wissen. "Mach doch Schluss mit Gott und stirb!" Aber Hiob sagte nur: "Was du sagst, ist gottlos und dumm! Das Gute haben wir von Gott angenommen, sollten wir dann nicht auch das Unheil annehmen?" Selbst jetzt kam kein bitteres Wort gegen Gott über Hiobs Lippen.

Hiob hatte drei Freunde: Elifas aus Teman, Bildad aus Schuach und Zofar aus Naama. Als sie von dem Unglück hörten, das über ihn hereingebrochen war, vereinbarten sie, Hiob zu besuchen. Sie wollten ihm ihr Mitgefühl zeigen und ihn trösten. Schon von weitem sahen sie ihn, aber sie erkannten ihn kaum wieder. Da brachen sie in Tränen aus, sie zerrissen ihre Kleider, schleuderten Staub in die Luft und streuten ihn

sich auf den Kopf. Dann setzten sie sich zu Hiob auf den Boden. Sieben Tage und sieben Nächte saßen sie da, ohne ein Wort zu sagen, denn sie spürten, wie tief Hiobs Schmerz war.

Hiob 2,1-13

Was Hiob zustößt ist auch heute alltäglich. Hiob – das Buch und seine Autoren, und all die Redakteure, die später an diesen tausende Jahre alten Versen herumgewerkelt haben – Hiob ist zu einem Mythos geworden. Wie reagieren wir als einfache Menschen auf Leid und Katastrophen? Wie gehen wir mit Krisen um, wenn es uns selbst trifft oder wenn wir mit Menschen zu tun haben, die erschüttert worden sind?

Gott und Satan treten hier zu einem Showdown an. Satan als ein Anwalt unseres schwächelnden Menschseins. Satan, ein Gottessohn, der die Erde durchstreift, der uns mit offenen Augen und Ohren beobachtet. Viele meinen, Satan, dieser Anwalt der kleinen Leute, habe einen realistischen Blick auf unsere menschliche Natur. Schwach, wankelmütig, aggressiv, habgierig, eifersüchtig auf das Glück des Nächsten, immer unzufrieden, leicht aus dem Konzept zu bringen seien wir Menschlein. Solange es uns gut geht, alles glatt läuft, fällt es uns Menschen leicht, Gott zu lieben, zu preisen und zu loben. Aber wehe, es kommen mal schlechtere Zeiten. Da wird geklagt und sich beschwert und nach Schuldigen gesucht. Ein Unglück reicht aus und unser Glaube wird ins Chaos gestürzt oder verflüchtigt sich.

Gott und Satan gehen eine Wette ein. Hiob wird zum Spielball unergründlicher Mächte. Wenn uns Schicksalsschläge treffen, wissen wir auch nicht, woher das jetzt schon wieder hergekommen ist. Grund und Ursachen für die Vorgänge in der Welt sind oft nur schwer zu durchschauen und beschäftigen ein Heer an Journalistinnen und Reportern weltweit. Welche Mächte ziehen die Fäden im Hintergrund und führen dazu, dass Tausende plötzlich ihren Job verlieren, sich kriegerische Konflikte aufheizen, Terroristen losschlagen lassen. Wir als einfache Bürgerinnen und Bürger können leicht den Eindruck gewinnen, da seien höhere Mächte am Werk. Mächte, die wir

nicht verstehen und nicht durchschauen, und wenn dann nur wenig beeinflussen können. Hiob ist jedoch kein theologisches Gedankenexperiment. Hier steht die Frage, woher Leid und Krankheiten schlussendlich kommen, nicht im Mittelpunkt. Das interessiert Hiob auch nicht weiter.

Die Geschichte Hiobs beginnt wie im Märchen. Es war einmal ein reicher Mann. Hiob hieß er, „Wo ist Gott?“. Der führte als Großgrundbesitzer und Rancher ein glückliches Leben. 7.000 Schafe und Ziegen weideten auf seinen Wiesen. 30.000 Dromedare und 500 Rindergespanne nannte er sein eigen und 500 Esel trugen ihm ein ansehnliches Vermögen zusammen. Dazu hatte er die nötigen Mägde und Knechte und Hirten. Er war verheiratet und war stolzer Vater von 7 Söhnen und 3 Töchtern, vermutlich mehreren Enkeln, Neffen, Nichten und Schwestern und Brüder. Hiob ist das Sinnbild des erfolgreichen, ehrlichen Mannes, der auch fleißig betet, für jedes Familienmitglied einzeln, der Opfer darbringt, Gutes tut und heute wohl Millionen für wohltätige Zwecke und Stiftungen spenden würde. Woher dieser unermessliche Reichtum kommt? Das wollen wir besser mal nicht fragen. Die Bibel gibt die kanpppe Auskunft: Gott hatte ihn reichlich gesegnet.

Hiob war ein reicher und mächtiger Mann. Aber dann passiert das, was man heute mit einem negativen Trendverlauf bezeichnen würde. Aus der Welle des Erfolgs taucht Hiob in die Niederungen und in die Krisen des menschlichen Leidens hinab, wie unzählige Hiobs vor und nach ihm. Er verliert alles, fast alles. Aus dem All-Time-Winner wird ein totaler Loser. Beduinen und Nomaden überfallen und töten alle seine Hirten und stehlen alle Esel, Rindsviecher und Dromedare. Ein Unwetter bricht herein und tötet alle Schafen und Ziegen und nebenbei die Hirten auch gleich dazu. Ein Wirbelsturm fegt übers Land und zerstört das Haus seines ältesten Sohnes, gerade dann als alle Geschwister und deren Kinder mit versammelt waren. Alles fort, bis auf die Ehefrau. Hiob klagt: „Du hast mir alles gegeben, du hast mir alles genommen. Dich will ich preisen!“ Trotz alledem beklagt er sich nicht. Bei wem denn auch und

worüber? Soll er mit einem Schicksal hadern, an dem er nichts ändern kann? Hätte er die Hirten zum Kämpfen besser ausgebildet und bewaffnet und hätte er die Scheunen feuerfest gebaut und hätten die Wetterprognostiker bessere Arbeit geleistet und wäre das Haus des ältesten Sohnes sturmsicher gebaut gewesen ... ja dann. Solche Fragen stellt er sich nicht. Ein erfolgreicher Mensch weiß, es geht um das, was machbar ist und nicht um das, was machbar gewesen wäre. „Die Menschen tun alles, geben letztlich alles her, um ihr Leben zu retten.“, raunt hier Satan Gott zu. „Greif aber die Gesundheit eines Menschen an, und er wird umknicken wie ein Grashalm im Wirbelsturm.“ Also geht die perfide Wette in die zweite Runde und Gott erlaubt dem Satan, Hiob mit Krankheit zu schlagen, fordert aber, dass er am Leben bleibt. Fast noch perfider als die zweite Runde.

Noch hat sich Hiob vom ersten Schlag nicht erholt. Er hat alles und jeden, der ihm im Leben wichtig gewesen war bis auf seine Frau, verloren. Nun aber trifft ihn mit voller Wucht die schreckliche Geisel der damaligen Zeit, Lepra. Vermutlich erkrankte Hiob an Lepra Tuberculosa. Nach langem Dahinsiechen endet es meist mit dem Tod des Infizierten. Davor aber quälen den Erkrankten Geschwüre am gesamten Körper, die vernarbten Geschwulste platzen auf und eine weiße, übelriechende Substanz tritt aus. Die Geschwüre auf der Zunge führen zu extremen Atembeschwerden, diese zu permanenter Unruhe, anhaltender Schlaflosigkeit, zu Angstträumen. Die Augen tränen und die man verliert das Augenlicht wohl ganz. Der Atem stinkt und Fieber und heftige Schmerzen schütteln den zerfressenen Körper. Das Schlimme daran ist, dass man eigentlich mit seinem Tod rechnen muss und sein Sterben herbeisehnt, wie es in manchen Berichten heißt. Zum schleichenden Tod kam noch der soziale Tod. Abgesondert draußen vor den Ortschaften auf den Schutthaufen mussten die Aussätzigen ihr Dasein fristen. Hiob rechnet wohl auch damit, dass ihm nun ein grässliches Ende bevorsteht. Er hat den Tod vor Augen. Wir als Leserschar wissen hingegen, dass Gott ihm eines nicht geben will, den Tod.

Hab und Gut und die Kinder und die Angestellten hat er verloren. Sein Ansehen, jeden sozialen Kontakt, jeglichen Grund zur Hoffnung auf Besserung und Heilung haben sich verflüchtigt. Nur sterben darf Hiob nicht. Hiob wird zu einem Unberührbaren, arm und todkrank. Und da kommt noch einmal seine Frau vorbei und meint: „Na, immer noch fromm?“ Ein alter Papyrus gibt eine etwas ausführlichere Rede der Ehegattin zum Besten:

„Wie lange, hältst du das noch aus? Wie kannst du noch sagen: Ich warte noch kurze Zeit, harre auf die Hoffnung meiner Heilung? Dein Gedächtnis ist von der Erde getilgt. Söhne und Töchter hab ich als Mutter umsonst mit Seufzern getragen. Du sitzt in der Fäulnis von Würmern, nächtigst unter freiem Himmel. Und ich irre herum, spiele Dienerin für andere, geh von Haus zu Haus, warte darauf, dass die Sonne untergeht, damit ich endlich Ruhe von den Seufzern und Schmerzen habe, die mich nicht los lassen. Na komm schon. Sage ein Wort gegen den HERRN, dann kannst du endlich sterben!“

Seine Frau ist genau wie er von der Trauer um ihre Kinder gepackt und geschüttelt. Und sie gibt ihrer Verzweiflung, einst reich und Herrin, nun arm und Dienerin anderer, einst stolze Mutter von zehn Kindern und unzähliger Enkel, jetzt ihrer Mutterschaft beraubt, Ausdruck. Ein mondänes Vorstadtweib wird zur Putzfrau, Bedienerin und Gelegenheitsjobberin. Zu ihrem Mann sagt sie voll Mitleid:

„Mach Schluss mit Gott. Fluche, erleichtere dein Herz ... dann lässt dich Gott vielleicht eher sterben und erlöst dich aus deinem Leiden!“

Aber Hiobs Glaube verbietet ihm diesen Weg. Für ihn muss sein Glaube keinen Nutzen bringen. Für ihn waren all sein Reichtum und seine Gesundheit und sein Erfolg nicht Früchte seines Glaubens. Er glaubte nicht, um gesegnet zu sein. Sondern er glaubt, weil er sich als gesegnet sieht. Deshalb entgegnet er unwirsch: „Was du sagst ist gottlos und dumm!“ Nicht sie sei gottlos und dumm, aber sie plappere nach, was viele sich wohl denken.

Das Eigenartige bei der Hiobsgeschichte ist, dass Hiob sich den Erklärungsversuchen der Autoren entzieht. Hiob hat als Gestalt eine gespenstische Eigendynamik. Die Figur ist größer als ihre Autoren. Während die Verfasser des Buches versuchen mit der absurden Wette zwischen Satan und Gott eine Erklärung für das Leiden des Hiobs zu finden, gibt sich der Betroffene selbst damit gar nicht ab. Hiob ist kein Versuch der Bibel, Leid zu erklären. Die Frage: Wie kann Gott das bloß zulassen? Wird hier nicht gestellt. Wenn auch die drei Freunde des Hiobs, die auftauchen, die gesamte folgende Diskussion dorthin treiben wollen. Wenn uns Schlimmes passiert, uns Krisen treffen, wir Schreckliches erleben, ändert sich unser gesamtes Leben und stellt es mitunter auch in Frage. Nur die Frage, woher die Schläge kommen, die wir einstecken müssen, ist nicht vorrangig die Frage des Hiobbuches. Es geht hierbei darum, wie geht ein geschlagener Mensch mit seinem Schicksal um? Und wie gehen Freunde, Familienangehörige oder auch nur einfach wir als die „Nächsten“ damit um?

Bei allem, was im Hiobbuch nun besprochen, diskutiert und worum gestritten und gerungen wird, dürfen wir nie vergessen, Hiob sitzt schmerzgebeutelt, den Tod ständig vor Augen, unter Fieber, in grenzenloser Trauer mitten in einem Schutthaufen. Sein Atem und seine Haut stinken, seine Augen triefen, ständig schabt er mit scharfen Scherben Stücke seiner Haut ab. Er ringt mit dem Schlucken und Atmen, ist übermüdet, hundemüde, lebensmüde. Er führt kein Gespräch in lockerer Atmosphäre, mit einem Espresso oder einem Kamillentee, im Kreis von guten Freunden oder Experten und weiß, er geht danach nach Hause und kann beruhigt schlafen. Hiob ist obdachlos, kinderlos, arm und krank, verlassen von seiner Frau, ein Unberührbarer, einer, der seinen Erfolg verspielt hat, dem kein Seitenblicke-Team mehr eine Zeile opfern würde. Und doch bleibt er Gott treu. Er sieht sein grässliches Schicksal nicht als eine bösartige Verfolgung durch Gott.

Elifas, Bildad und Zophar zeigen sich dann als seine wahren Freunde, denn sie kommen zu ihm, um ihre Anteilnahme zu zeigen. Eine Pflicht der damaligen Kultur und

Zeit. Und sie bleiben wortlos 7 Tage und 7 Nächte bei Hiob. Erst als Hiob seinen Gefühlen freien Lauf lässt und es aus ihm herausbricht, geben sie ihm Kontra. Sie verstellen sich nicht, beschwichtigen ihn nicht einfach nur und sagen, alles wird schon wieder gut. Sie halten ihn wohl auch mit den ganzen Diskussionen um Schuld und Sünde und Gott und Glaube davon ab, seinen Gedanken, dem Leben von sich aus ein Ende zu setzen, nachzugehen. Sie lassen nicht locker, lassen ihn nicht fallen. Selbst wenn Hiob wettet: „Ohne Ruhe und Frieden lebe ich dahin getrieben von endloser Qual.“, selbst da stecken sie nicht zurück. Bei Elifas wissen wir, er selbst hatte schwere Zeiten durchgemacht. Er hatte nächtelang nicht schlafen können, hatte Panikattacken und zitterte am ganzen Körper. Und er beginnt auch ganz sacht: „Hiob, ich will versuchen, dir etwas zu sagen. Du hast kraftlose Hände gestärkt. Mutlosen hast du Mut geschenkt und vielen den Lebensmut zurückgegeben.“

Am Anfang des Buches stehen die Hiobbotschaften, am Ende steht ein aufgesetztes Happy End. Hiob erholt sich, erarbeitet sich wieder ein Vermögen, bzw. erhält von seiner Verwandtschaft und Sippe großzügige Zuwendungen und kann seinen ursprünglichen Besitz verdoppeln: 14.000 Stück Kleinvieh, 6.000 Dromedare, 1.000 Gespanne Rinder, 1.000 Eselinnen und nochmals 7 Söhne und drei bezaubernde Töchter; Turteltaube, Zimtblüte und Schminkbüchsen. Er wird wieder zu einem der Reichen und Mächtigen seiner Zeit. So erlebte er noch 140 Jahre und seine Urenkel und Ururenkel. Alt und lebenssatt stirbt er dann. Und die Krisenzeit war eine dunkle Episode seines Lebens, die ihn klug hat werden lassen und bestimmt jeden Moment seines restlichen Lebens intensiver hat auskosten lassen.

Die Pointe des Buches Hiob und dieser rührseligen und bis auf den Schluss bitteren realistischen Geschichte findet sich im Verhalten des Hiobs. Er bleibt sich und er bleibt Gott stets treu. Und er hat nie auch nur einen Moment den Funken des Gedankens gehabt, dass der Glaube zu etwas nütze sei. Hiob hat einfach nur geglaubt.